

## Ein perfekter Sonntag

anlässlich der diesjährigen Preisverleihung der Piepenbrock-Kunstförderpreise bin ich von Frau Piepenbrock eingeladen worden, einen „Fest“-Vortrag zu halten. Dafür bedanken ich mich, liebe Frau Piepenbrock. So ein Anlaß bietet immer auch die Möglichkeit, eine Versammlung von Zuhörern für einige Momente nachdenklich zu stimmen, um für eine befristete Zeit anderen als den sonst üblichen, geschäftigen Gedanken Raum zu geben. Dies möchte ich im Folgenden nutzen und ich tue dies als Jemand, der gerne Bilder bedenkt.

Als Kunsthistoriker habe ich gelernt, eine besondere Aufmerksamkeit für Bilder zu entwickeln, - sowohl im Alltag, als auch in Beständen von Museen und Galerien. Dort haben andere bereits eine Vorauswahl getroffen und diese öffentlichen Bilder gehören unserem allgemeinen Bewußtsein an. Sie bilden auch den Bestand dessen, was André Malraux einmal als das musée imaginaire am Beispiel antiker, archäologischer, mittelalterlicher und außereuropäischer Skulpturen bezeichnet hat. ( Le musée imaginaire de la sculpture mondiale, 1952-1954).

Je nach Erfahrung, Neugier und Interesse haben wir alle vor unserem inneren Auge und in dem individuellen Archiv unserer Bildeindrücke so eine persönliche Sammlung von Werken aufgebaut, die es uns in verschiedenen Situationen des Lebens erlaubt, Bilder zu erinnern, Bilder anzuwenden, um uns eine neue, irritierende Situation damit verständlicher zu machen. Auch dies möchte ich heute versuchen.

In der Welt der Bilder verstehen wir Welt durch Vergleiche, durch Erinnern und Zuordnen, durch betrachtendes wie prüfendes Nebeneinander- und Gegenüberstellen. Wir assoziieren und wägen ab. Das ist Museumsarbeit, kunsthistorische Wissenschaft und immer mehr eine Methode, die Welt zu verstehen, vor allem auch außerhalb schützender Museumsmauern. In unserer täglichen Wahrnehmung treten immer mehr Bilder auf, die verglichen werden wollen, sie lagern sich ab in unserem Gedächtnis und fordern einen Bildvergleich geradezu heraus. Das ist ein großes Thema der Zukunft : die Lehre von den Bildern, ihrer Bedeutung und wortlosen Wirkung. Denn auch das wissen wir aus den Tagen seit „September 11“, Bilder sind schneller, einprägsamer und können gewissermaßen durch diesen stillen Schock einen Ausnahmezustand erzeugen, der erst durch allmähliche Interpretationsmodelle mit Worten langsam und nachträglich begreifbar wird. Ein Museum gibt in Raum-und Zeitabfolgen Ordnung vor. Das musée imaginaire hingegen assoziiert Bilder ohne Chronologie über alle Epochen hinweg. Damit arbeitet heute vor allem die Werbung.

Soeben hat in Berlin an der Humboldt-Universität die Fritz-Thyssen-Stiftung mit Okwui Enwezor, dem künstlerischen Leiter der kommenden Dokumenta11, eine auf 4 Jahre angelegte Vorlesungsreihe zur Ikonologie der Gegenwart eröffnet. „Jedes Bild muß heute befragt werden, was es zu erkennen vorgibt,“ so Horst Bredekamp in seiner Einführung dazu, der das Fach Kunstgeschichte für Bilder der Medienwelt durch seine Forschungen geöffnet hat. Hier spielt selbstverständlich das Medium Film und Photographie eine bedeutende Rolle.

Insbesondere die Photographie als anerkannte Kunst einerseits, aber vor allem auch als Bild im Grenzbereich des künstlerischen „Als-Ob“ andererseits, zwingt uns,

genauere Vergleiche anzustellen. Ich möchte nicht näher auf die berühmte Kampagne von Benetton und Olivier Toscani, dem Hofphotographen des Konzerns eingehen. Aber das Geheimnis der Wirkung seiner monumentalen Plakate mit provozierenden Motiven und rein bildnerischen Themen lag ausschließlich in unserem unbewußten musée imaginaire begründet. Das erste Photo der nun beinahe 10 Jahre zurückliegenden Serie zeigte ein soeben geborenes Baby, noch blutig und mit der Nabelschnur verbunden vor einer anonymen Hintergrundsfläche. Das Motiv zitiert ein kleines Gemälde von Otto Dix aus dem Jahre 1927, mit dem Dix sich die Geburt seines Sohnes Ursus vergegenwärtigte. Das spätere Bild eines am Boden in seiner Blutlache liegenden Mafiaopfers war exakt nach dem Kompositionschema von Carravagios „Enthauptung des Johannes“ aufgebaut, das sich in La Valetta im fernen Malta befindet und um 1608 gemalt wurde. So ließe sich für jedes Bild der damaligen Benetton - Serie ein kunsthistorisches Vorbild ausmachen und auf sehr unmittelbar - formalistische Weise eines vergleichenden Sehens beweisen, daß Werbung immer klaut. Das ist keine Kritik an Toscani, aber es relativiert für mich die drastisch im Photo nachgestellten Szenen. Caravaggio war zu seiner Zeit berühmt geworden wegen seiner ungeschönt direkten, realistischen Darstellungsweise, Photographie gab es eben noch nicht. Toscani praktiziert dies in der Werbung im Photo nach. Das Bildzitat war schon immer Methode der Bildproduktion. Künstler waren immer auch Räuber jener Bilder und Motive, die es schon gab. Kunsthistoriker sind demnach die Detektive, sie aufzuspüren.

In dieser Vielfalt tagtäglicher Bildeindrücke, die eine urbane Lebenswelt permanent auf Leuchtkästen, Litfaßsäulen und in großformatigen Zeitungsinserten anbietet - denken Sie an die wunderbare Porträtserie der F.A.Z. „...dahinter verbirgt sich immer ein kluger Kopf“, den man dann eben nie sah, - fiel mir kürzlich ein Photo auf, das

eigentlich sehr ruhig erschien, ja geradezu etwas zum Thema hat, was gegen die Lautstärke der Werbung ist : Stille.

Vielleicht ist Ihnen dieses Bild auch aufgefallen, ansonsten will ich es kurz beschreiben. Die Anzeige ist ebenfalls von der F.A.Z. und wirbt für deren neues Informationsprodukt, der Sonntagszeitung. Ein hochformatig angelegtes Feld ist im oberen Teil von einem Photo eingenommen, das eine Telefonsteckdose zeigt mit drei Buxen. Am unteren Bildrand erscheint ein warmer Parkettboden, dann eine weißgestrichene Profilleiste, über der sich der Wandausschnitt mit besagter Steckdose befindet. Als eigentliches Bildelement fungiert das Ende eines ausgestöpselten Telecom-Anschlusses, ein Telefon bzw. Internetstecker, der stillebenhaft am Boden liegt. Darunter finden wir die Aussage, „ So sieht ab sofort Ein Perfekter Sonntag aus „. Hier fand ich also den Titel zu diesem Vortrag. Das Bild alleine und für sich betrachtet genügt schon als ein Teil der Botschaft: jemand will seine Ruhe haben, jemand kabela sich ab von der Welt draußen, ein Einschließen, das auch kompositionell zum Ausdruck kommt, weil der Aufbau des Photos alle Elemente des sich Absperrens enthält: eine unmittelbare Nahsicht, ein Boden-Mauerausschnitt ohne Perspektive, ein monochromes Bild, in dem das Kabelstück ein nahezu lebendiges grafisches Gebilde darstellt.

Mich hat dieses Bild nachdenklich gestimmt, weil es propagiert exakt das Gegenteil dessen, was eine Vielzahl anderer Bilder heute verkünden: Geschäftigkeit, Kommunikation, Globalisierung. Hier aber wird durch minimale Bildmittel die Situation geschaffen, sich davon abzusetzen. Obwohl die Situation sehr privat anmutet, wird niemand porträtiert. Es bleibt offen, wer aus welchem Grund und warum das Kabel ausgesteckt hat, um sich zu isolieren, um unerreichbar zu sein.

Eigentlich stellt das Bild sogar eine kleine Katastrophe dar: die Verbindung ist unterbrochen. Man könnte eine Kriminalgeschichte entwickeln, die Vorbereitung eines Verbrechens mutmaßen, eine Revolution im Verborgenen unterstellen, weil sich jemand ausklingt aus dem, was eine Gesellschaft an moderner Kommunikationstechnik bereitgestellt hat. Man könnte es auch altmodisch-romantisch deuten, zwei wollen einfach für eine Zeit nicht gestört werden, ein modernes Schäferstündchen. Jedenfalls ist Konspiration im Spiel. Und dann der Untertitel: Ein perfekter Sonntag. Es ist die Neuinterpretation der alten biblisch verwurzelten Aufforderung : am siebten Tage aber sollst Du ruhen!

Diese Kombination von Text und Bild löste in meinem Bildarchiv die Erinnerung an ein großes, berühmtes Gemälde der Kunstgeschichte aus, neudeutsch gesprochen, es wurde ein „link“ gelegt. Dieses Gemälde wurde von George Seurat in den Jahren 1884-86 geschaffen und gilt als ein Schlüsselwerk des sogenannten Pointillismus: Ein Sonntag auf der Insel La Grande Jatte. Das Bild befindet sich heute im Art Institute of Chicago. Das monumentale Gemälde mit den Maßen 207 x 308 Zentimeter zeigt unzählige Figuren am Ufer besagter Insel an der Peripherie von Paris, einem beliebten Ausflugsziel zu damaliger Zeit. Einige Figuren sonnen sich im Gras, einige liegen im Schatten, einige stehen und schützen sich durch Sonnenschirme. Am linken Rand des Gemäldes ist ein Gewässer zu sehen, Segelboote tauchen auf, zur anderen Seite begrenzt ein dichter Baumbestand das Bild. Dem Betrachter tritt eine bevölkerte, ruhige Sommerszene vor Augen, in der die Menschen schauen, reden, sitzen, genießen, vor allem aber schauen. Das Bild ist eine Bühne des Sehens und es beschreibt einen nahezu paradiesischen Zustand einer Gesellschaft. Das Natur- und Parkambiente, in dem sich diese bürgerliche

Gesellschaft an einem Sonntag einfindet, tut ein übriges, es als Garten und Paradies zu verstehen. Ein anderer perfekter Sonntag im Zeitalter vor der Telekommunikation. Der Philosoph Ernst Bloch hat in seinem Hauptwerk, 1954 - 1959 entstandenen, „Das Prinzip Hoffnung“ sich diesem Bild gewidmet und aus seinem Verständnis einer sozialkritisch-marxistischen Anschauung heraus es als Seurats Antwort auf das berühmte „Frühstück im Freien“ aus dem Jahre 1863 von Eduard Manet gelesen. Ein anders Sonntagsbild. Bloch schreibt, Zitat:“ Seurats Promenadenstück >Un dimanche à la Grande Jatte< ist ein einziges Mosaik der Langeweile, ein Meisterwerk des Sehnsüchtig-Ungelungenen und Abstandhaften in dolce far niente.“ Und er geht nach seiner Bildbeschreibung noch stärker ins Gericht mit seinem Urteil: “Solch bürgerlicher Sonntagnachmittag ist die Landschaft des gemalten Selbstmords, der nur deshalb keiner wird, weil ihm auch noch die Entschiedenheit zu sich selbst fehlt. Kurz, dieses dolce far niente ist, soweit es überhaupt noch Bewußtsein hat, das Bewußtsein völligen Nicht-Sonntags in der gebliebenen Utopie des Sonntags.“ (zit.nach Kat. Seurat, Zeichnungen, Kunsthalle Bielefeld 1983, S.82/83)

Bloch verfasst dieses vernichtende Urteil aus der Haltung seiner Zeit heraus und er nimmt es zur Illustration seiner utopischen Botschaft einer Gesellschaft ohne Unterdrückung und Entfremdung ex negativo. Es wäre interessant, heute noch einmal Bloch fragen zu können, welche Utopie sich im Sonntagsbild der Werbung verbirgt. Ob es überhaupt noch Utopie gibt.

Aus einem musée imaginaire entsprang dieser Bildvergleich und stimmte mich nachdenklich, weil er in mir die Frage evozierte, wie es kommt, daß plötzlich die Verweigerung von Kommunikation zu einem wirksamen Bild der Werbung werden kann?

Was ist passiert, daß entgegen aller netzumspannender Verbindung zu jeder Zeit allerorts, das Abspannen vom Netz als perfekter Sonntag deklariert wird?

Was also, so meine Frage im Kern, kommunizieren wir?

Wie, ist klar : global.

Aber was?

Aus der Sicht der Werbeagentur ist klar, daß die gewonnenen Ruhe der Zeitungslektüre der neuen F.A.Z. Sonntagszeitung gelten soll. O.K., Werbung verstanden.

Aber ich denke, in diesem stillen Photo, das die Werbung einsetzt, steckt mehr. Melancholie über den Verlust von Kommunikation, Trauer gar über die selbstgewählte Isolation.

Vielleicht ist es auch gar nicht fair, zwei Bilder so zu vergleichen, die sich nicht vergleichen lassen wollen. Das eine Gemälde gehört der Welt der Museen an, das andere ist eher eine Bilderfindung der Werbung. Die Gemeinsamkeit liegt im Titel, "ein Sonntag". Das Photo greift einem modernen Begriff auf, nämlich den der Kommunikation und deshalb ist aufgrund der eindimensionalen Botschaft zu fragen, was kommuniziert Werbung - und was kommuniziert Kunst?

Bei der Werbung scheint die Antwort einfach, denn das Produkt wird unmittelbar mitgenannt. Bei der Kunst ist die Antwort etwas schwieriger. Mit meinem etwas gewagten Bildvergleich habe ich einen modernen Single-Sonntag mit einem altmodischen Familien-Sonntag verglichen. Den Lebensstil eines zeitgenössischen Weltbürgers dem altmodischen Sonntagsvergnügen einer bürgerlichen Metropole gegenübergestellt. Aber nicht umsonst war die Malerei des Impressionismus und Nachimpressionismus bevorzugter Sammlungsgegenstand der Amerikaner und

Franzosen, weil sich in diesen Bildern des Lichts die Idylle eines Sonntags spiegelte, der perfekte Sonntag war immer im Bild und jene Sammler konnten Bloch noch nicht gelesen haben. Es hat seine Gründe, daß diese Bilder einer harmonischen Lebenswelt im Licht von Freizeit in den Museen der Welt von Berlin bis Chicago als Modell gesellschaftlicher Identifikation betrachtet werden. Das Museum selbst appelliert an die freie Zeit der Muse. Ausstellungen mit zeitgenössischer Kunst - egal ob in Kunsthallen, Kunstvereinen oder gar Museen, leisten das Gegenteil. Sie bewirken Desidentifikation. Eine Ausstellung zeitgenössischer Kunst ist immer das Modell der in Frage gestellten Identifikation, auch weil Geschichte in Frage gestellt wird, Leistungen vorangegangener Generationen in Frage gestellt werden. Deshalb provozierten sogar die Impressionisten zu ihrer Zeit die mächtigen französischen Kunstkritiker, weil in den Ausstellungen des jährlichen Salons Alltag, Licht und Stadtleben nichts zu suchen hatten. Diese Impression, ein Schimpfwort, war gegen die akademische Tradition und heroische Idealisierung der Klassik gerichtet, einer vorangegangenen Fiktion ohne Unterdrückung und Entfremdung, Menschen durch Mythen zu überhöhen.

Auf die Frage, was kommuniziert der Künstler heute, kann der schweizerische Konzeptkünstler und Maler Rémy Zaugg eine Antwort geben. Anlässlich eines Kunstpreises der Stadt Basel, den er 1991 zuerkannt bekommen hatte, beginnt Zaugg seine Dankesrede mit den Worten:

„Herr Stadtpräsident, meine Damen und Herren,  
der Künstler Rémy Zaugg ist aus einem Unbehagen geboren worden. Aus einem Verlangen also, denn das Unbehagen geht aus der Ahnung hervor, daß die Dinge sich ändern müßten, und aus der Gewissheit, daß die Dinge anders sein könnten.“



Zaugg reflektiert die Situation und Position des Künstlers in der Gesellschaft. Er beruft sich auf die Einsamkeit im Atelier, die doch auch nur dazu dient, ein Gespräch aufzunehmen mit anderen Mitteln und einem anderen Vokabular, nämlich dem der Bilder, ihrer Farben und Formen. Die Grammatik der Kunst.

„Herr Stadtpräsident, Sie haben mir den Kunstpreis der Stadt Basel überreicht. Ich danke Ihnen. Ich will in diesem Preis den Anfang eines Dialogs zwischen der Stadt und dem Künstler sehen. Dennoch: sollte dieser angefangene Dialog hier aufhören, so hätte er nur dazu gedient, die Nutzlosigkeit eines solchen Preises sowohl für mich als auch für die Stadt auszusprechen.“

Meine Damen und Herren, die Künstler wollen diejenigen sein, die immerzu eine Kommunikation herzustellen suchen, aber, wie Zaugg es beschreibt, aus der Erkenntnis eines Mangels heraus, um eigene Entfremdung im Sinne Blochs zu überwinden. Aus „dem Unbehagen geboren“, so definiert sich der Künstler. Weil ein Künstler Anderes sehen will, führt er uns mit seinen Werken vor Augen, was fehlt. Weil er anderes aus- und ansprechen will, schafft er dafür ein eigenes Kommunikationssystem.

Es ist doch erstaunlich, dies heute immer noch feststellen zu können : in einer Welt, die, zumindest in der westlichen Zivilisation, vor Überschuss berstet, gibt es Zeitgenossen, denen etwas fehlt. Die einen Mangel ausmachen und dieses so sehr empfinden, daß sie für diese Fehlstelle eine Form suchen und finden. Was bedeutet dies, rein statistisch betrachtet, für die gegenwärtige Situation?

In unserer Gesellschaft gibt es gegenwärtig mehr Künstler als je zuvor. Was ist das also für ein Mangel, der trotz allem so enorm vorhanden zu sein scheint, daß soviele ihn in eigenen Bildern zu überwinden suchen?

Dies möchte ich als Frage zum Sonntag so stehen lassen.

In der Werbung ist das klar, ein perfekter Sonntag wird durch die Sonntagszeitung geschaffen. Aber hier widerspreche ich der Auffassung von Jean-Christoph Ammann, der als Direktor des Museums für zeitgenössische Kunst in Frankfurt am Main als erster die Benetton-Serie von Toscani ins Museum geholt hatte und somit Äpfel mit Birnen zu vergleichen suchte.

Gerade eben hat Ammann in der aktuellen Ausgabe der Kunstzeitung wieder in einem Photo der Werbung die Chance erkannt, mit eindrucksvollen Motiven Menschen auf Kunst aufmerksam zu machen, gewissermaßen als Nebenwirkung dieser Dosis von Bildern, die täglich von uns eingenommen werden. Ich meine aber, es gilt zu unterscheiden. Kunst bietet mehr.

In der Kunst ist es eben nicht so klar, was ein perfekter Sonntag wird. Erst durch Betrachtung, Nachdenken und Vergleichen wird eine Erkenntnis geschaffen, die Kunst kommunizieren will und dies in einer Sprache, die wir uns immer neu anzueignen haben. Kunst bleibt ein Mittel und Ausdruck gegen Entfremdung. Deswegen hatte mich das Werbephoto so geschockt. Stecker rausziehen geht nicht, Abschalten ist nicht die Lösung und eine so propagierte Befriedung der Lage die perfekte Lüge, zumindest vorsätzliche Verwirrung. Dieser Verwirrung wollte ich nachgehen, es Ihnen mitteilen und heute hier zum Vortrag bringen, damit Sie aufmerksamer werden, den morgigen Sonntag bildbewußt genießen, eventuell gar mit einem Besuch in Ihrem Museum, das die Bilder Ihrer Identität für Sie bereithält.

© Friedna Tesdede,  
Berlin